



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 178.

Dienstag, 3. August

1926.

Herzod.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Was war an dem Tage geschehen, als die Gräfin über den Schlaganfall für immer verstummt war? Hatten sich in ihrem Zimmer Dinge zugetragen und Leidenschaften befehdet, die in irgendeinem dunklen Zusammenhang mit der Tat standen, deren Aufklärung seine Pflicht und seine Sorge war? Während er sich noch das Hirn zermarterte, um irgendeine Spur zu finden, die aus diesem Wirrwarr führen konnte, bemerkte er plötzlich unten am Rand eines geradlinigen Parkwehens eine hastig ausbreitende Person. — Baron Rolf! — Er glaubte die geschmeidige, hohe Gestalt deutlich zu erkennen. — Wohin ging der Baron mitten in der Nacht? Hatte auch ihn die Erregung wacherhalten? Suchte auch er in der Kühle der herrlichen Sommernacht Beruhigung? — Nahm ihm der Schmerz um den Tod seiner Braut, der schönen Hedi, die so gut wie seine Braut war, Schlummer und Ruhe? — Plötzlich verschwand die Gestalt im Dunkel einer Sträuchergruppe. Der Richter lauschte angespannt, ob er den Schritt des einsamen Nachtwandlers weiter vernehmen konnte. Nichts! Und doch — jetzt kamen wieder Geräusche aus dem Park zu dem stummen Beobachter herauf. — Flüsternde Stimmen waren es. Erst konnte der Rat längere Zeit die gedämpften Töne nicht unterscheiden. Dann schien sich ihm von der dunkleren Stimme des Mannes ein hellerer, heißerer Klang abzuheben. Jetzt, mit dem Geflüster bereits mehr vertraut, erkannte er deutlich den Unterschied. Kurz gemessene Worte des Mannes, dann überstürzte, heftige, werbende, drohende Frauensprache, die glühend wie der gestorbene Sonnentag durch die stille, frische, heitere Luft flogen.

Man hörte den Kies knirschen.

Der Richter, der sich allmählich in das Erlebnis vergrub, konnte sich vorstellen, daß die Frau, die da unten den kälteren Mann bedrängte, nun im äußersten Ansturm sich vor ihm auf die Knie warf, mit ihren flammernden Händen ihn umfaßte und so mit Leib und Seele seinen Willen beugen wollte.

Plötzlich erscholl ein heftiger, dumpfer Ruf, der den Lauscher emporriß. Es hatte fast geklungen wie der wütende Rotschrei eines wilden Tieres, das niedergedrängt wurde.

Dann kam der Mann mit raschen Schritten aus dem Buschicht gegen das Schloß her.

Er ging, ohne auf den Lärm seiner schnellen Bewegungen zu achten, wie ein Mensch, der noch ganz von einem gewaltigen Wollen erfüllt ist. Sein Kopf war vorgebeugt. Die Arme preßten sich halbgekrümmt an den Körper. Die Hände schienen geballt.

Erst nahe vor dem Schloß hielt Baron Rolf an und seine Blicke flogen über die Fensterreihen. Der Richter stand völlig im Schatten. In ihm tobte eine mächtige Erregung. Was er da gehört und gesehen, gab ihm neue Rätsel auf. Handelte es sich um ein Liebesabenteuer des Barons mit irgendeiner fremden Frau, der sein brutaler Wille eine flehende Bitte abgeschlagen hatte?

Oder stand dieser geheimnisvolle Vorgang in Zusammenhang mit dem Ganzen? War Rolf an dem

Mord beteiligt und kämpfte hier in der Stille der Nacht gegen eine Mitwisserin seiner Schuld?

Der Richter schüttelte unwillig den Kopf, wieder mischte sich seine regsame Phantasie in die kühlen Gedankengänge nüchterner Logik. Und doch! Er wurde den Verdacht nicht los und trug ihn hinüber in seinen Schlaf, der ihm durch den halberstickten Schrei gestört wurde, den er im Garten gehört hatte und nun immer und immer wieder zu vernehmen glaubte. Seit langem zum erstenmal war es ihm nicht gelungen, die Erregungen des Berufs von den Stunden der Krafterneuerung wegzuschalten.

Ein gottbegnadeter Morgen folgte, an dem Sonne und Natur Licht, Wärme und Farben verschwenden. Die Berge standen im klaren Himmel wie Hochburgen des Glüdes.

Rat Dr. Thomas trug den immer noch etwas schweren Kopf in das Tal hinaus gegen das Dorf hinunter, das still und leer war. Denn die Landleute nutzten den spendenden Tag auf dem Felde. Gigantenhände hatten einst im Übermut der Weltzertrümmerung einen Riesenfelsblock hier mitten ins ebene Land geschleudert, wo er hinter dem behäbigen Dorf aufstieg wie ein Kiesel, der die Wohlhabenheit von der Armut abgrenzte. — Jenseits des Blockes war eine rauchige Hütte in ihn hineingebaut, so morsch, verwittert und verräuchert, als hinge sie hier seit Jahrhunderten, unschlüssig, ob sie eines Tages jäh zusammenbrechen oder langsam in ihr eigenes Elend verschrumpfen sollte. Der bläuliche Frühstücksrauch, der trug aus dem Schornstein hoch, wand sich auch neben diesem in schlängelnden Adern durch das zermürbte Dach. Vor dem Häuschen krabbelten drei schmutzige, halbnackte Kinder durchs Gras. Eine bleiche, kleine Frau saß auf einem Holzblock bei ihnen und schälte Kartoffeln. Sie hatte trüb-geweihte Augen und ein von Not und Jammer willenlos gehärtes Gesicht, das einmal sehr schön gewesen sein mochte. Denn noch lagen weiche, feine Linien um den herben Mund und über den blassen Brauen.

Hier hatte der Tagelöhner Hies Trullacher gehaust, wie man dem Richter im Dorfe mitgeteilt hatte.

Seine Frau, seine Kinder waren das verlassene Häufchen Menschheit da.

„Wo ist Euer Mann?“ fragte Dr. Thomas und blieb stehen.

Die Frau blinnte müde auf und sagte ohne Klang und Leidenschaft: „Sie haben ihn fort.“

„Warum?“

„Ich weiß nicht“, antwortete sie. „Ich weiß gar nichts. Ich habe noch nie etwas gewußt.“

Ihr ganzes elendes Sklavenschicksal lag in den Worten. Da trat eine zweite unter die Tür, die ihr schwesterlich ähnlich sah und doch weltverschieden von ihr war.

Jünger, größer, dunkler, sehnig, von einer kraftvollen Anmut, wilden Lebensstolz in den flammenden Augen, stand sie feindselig vor dem windschiefen Türrahmen und rief herrisch: „Laß dich nicht ausfragen, Sese!“

Dr. Thomas hatte einen Blick für Schönheit. Der scharfgeschnittene, leidenschaftliche Kopf, der da über einem wohlgeformten Körper aus dem schwarzen Kleid aufstieg, fesselte ihn durch die zuckende Sprache des bleichen Gesichts und das sprühende Feuer der ungewöhnlich belebten Augen.

Da sah er, daß sie über der rechten Braue eine schwellende Verfärbung trug — wie von einem heftigen Stoß oder Schlag. Und es war ihm, als erinnere ihn die Stimme an das Geflüster nachts und an den plötzlichen wütenden Schmerzensschrei.

Er zweifelte nicht mehr, daß er hier jene vor sich hatte, die mit Baron Rolf auf der Bank in dem Buschhütten zusammengewesen.

Das heiße Geschöpf paßte so ganz, wie es aussah, zu dem erlauchten Geschehen — darüber hinaus auch in einen Kreis von Leidenschaften, aus dem plötzlich eine mörderische Kugel schnellte.

Hier lag eines der Geheimnisse verankert, die den Mord an Hedi von Klammed verhängen.

Der Richter war sich dessen in den wenigen Sekunden gewiß geworden, während er das Mädchen betrachtete.

„Ich will niemand ausfragen“, sagte er ernst und blickte ihr ins Gesicht, „wenigstens hier nicht!“

Um ihren Mund zuckte es verächtlich. „Sie sind doch der Richter, der seit gestern auf dem Schlosse ist?“

„Der bin ich.“

„Was suchen Sie denn hier? Sie haben schon den Mann meiner Schwester fortgeholt. Wollen Sie meine Schwester auch noch holen?“

„Ich habe dazu jetzt keinen Anlaß. Sie selbst interessieren mich mehr.“

„Ich?“ Er merkte, daß sie nun doch erschraf.

Sein Blick ging nach der Verletzung, die sie über dem Auge trug. Sie fühlte das, und ihre Hand zuckte empor, als wolle sie das Mal der nächtlichen Stunde verdecken. Eine wilde Angst lag in ihren Mienen.

„Ich habe nichts mit der Sache zu tun“, stieß sie hervor.

Sie sprach städtisch — ganz anders wie ihre bodenständige Schwester.

Dr. Thomas schwieg und schaute sie an.

„Glauben Sie das nicht?“ sagte sie beinahe heftig.

Er dachte, daß sie so, wie sie vor ihm stand, weit besser in das Schloß als vor die verfallene Hütte paßte. Es war etwas Herrisches in ihr. „Ich glaube Ihnen nicht“, antwortete er ruhig.

Da stieß sie einen höhnischen Laut aus. „Sesal!“ rief sie. „Hörst du, er glaubt mir nicht.“

Dann warf sie einen unruhigen Blick über die drei Kinder und das im Elend zusammengeduckte Weib. Sie ging auf ihn zu.

„Kommen Sie!“ sagte sie mit einer gewissen Heimlichkeit. „Wir wollen vor das Dorf hinausgehen.“

Wortlos schritten sie nebeneinander her.

Die Tagewerkerfrau schaute auf, als sie die beiden von sich weggehen sah. „Sybill!“ jammerte sie wie ein hilfloses Kind. „Sybill, willst du jetzt auch fort von mir?“

Das Mädchen schaute einen Augenblick den Richter an. Dann sagte sie über die Schulter zurück: „Sei ruhig! Ich komme bald wieder.“

Wie sie so weit in den Wald hineingegangen waren, daß man sie von draußen nicht mehr sehen konnte, blieb sie stehen. „Sie hat gar keine Energie“, begann sie. „Daß man ihr den Mann fortgeholt hat, war ihr Verbrechen. Ich kann sie jetzt nicht allein lassen.“

„Es verlangt ja niemand, daß Sie Ihre Schwester allein lassen sollen.“

„Doch! Sie verlangen es.“

„Ich?“

„Ja, Sie! Sie wollen mich auch holen.“

„Sind Sie denn an dem Morde beteiligt?“

„Ich . . . nein!“

„Woher haben Sie denn die Beule über der Stirn?“

Er stellte die Frage schnell und unvermittelt und hatte damit die erzielte Wirkung.

Sie fuhr nun tatsächlich mit der Hand nach der Stirn, und wieder zuckte ihr Gesicht von einem wilden Schmerze. „Ich kann Ihnen das nicht sagen.“

„Dann will ich es Ihnen sagen“, antwortete er.

„Baron Rolf hat Sie heute nacht auf der Parkbank zu Boden geschlagen.“

„Wissen Sie das von ihm?“ Sie stieß es in zornigem Weh heraus, merkte sofort, daß sie sich verraten hatte und starrte den Richter in stummer Erbitterung an.

„Nein! Ich weiß es nicht von ihm.“

„Wer hat Ihnen dann das Märchen aufgebunden?“

Sie hatte sich sehr rasch gefaßt und lächelte spöttisch, beinahe übermütig.

„Wenn es ein Märchen wäre“, entgegnete Dr. Thomas ernst, ohne sie aus dem Auge zu lassen, „dann wären Sie nicht darüber erschrocken. Warum hat er Sie niedergeschlagen?“

Sie regte sich nicht.

„Er scheint ein sehr gewalttätiger Mann zu sein“, fuhr der Richter langsam und jedes Wort betonend fort. „Man könnte ihm beinahe zutrauen, daß er einen Menschen zu töten vermöchte . . . einen Menschen, der ihm im Wege steht und vielleicht noch irgendwem.“

(Fortsetzung folgt.)

Der hohe Sommeritz.

Von Erich K. Schmidt (Berlin).

Der alte Geheimrat aus Leipzig trock mit seinen Gichtbeinen zwischen den brüchigen Mauern umher, er stand staunend und ergriffen vor dem hohen gespaltenen Turm, der aus der Erde herauswuchs wie ein Baumstamm. Die neuen Scheiben, die er in die Fensterhöhlen der bewohnbaren Räume hatte einsetzen lassen, blühten wohllich im Strahl der Sommer Sonne auf. Mühselig war, aber glücklich über den romantischen Zauber der Ruine, stieg er zu den Räumen empor, die nach seinem Willen eingerichtet waren. Im Erkerzimmer, das den Blick weit über Tal und Hügelstetten schweifen ließ, würde er diese Sommertage verträumen wie ein Erdbefreiter. Weder Freunde noch Fremde würden ihn stören — der alte Diener, der im Turm hauste, hatte harten Befehl, niemand in das Burgparadies hineinzulassen.

Glückliche Idee, diesen hochgelegenen Steinbau zu mieten, zu dem die Menschen, die im Bahnzug durch das blühende Tal saßen, aufleben mit der Ehrfurcht des Nachkommens, dem sich die Wahrzeichen vergangener Geschlechter offenbaren! Göttliche Stille, die einen hier oben mit Mutterarmen umfängt nach Tagen rauschenden, knechtenden Lebens! Wie ihn alle Bekannten um den hohen Sitz seiner heiteren Einsamkeit beneiden würden!

Der alte Geheimrat aus Leipzig, romantisch veranlagt obnein, ließ seinen Blick durch die Taltiefe wandern, in der die Eisenbahn spielzeughaft hinglitt wie eine dünne Schlange; über den Fluß, der in ruhigen Windungen silbrig durch das Sackgasse junger Wiesen troß; über die Laubwälder, die grau-blau in der Ferne anstiegen auf schrägen Hügelkanten, sich verwoben mit dem fahlgelben fahlen Bergpartien; über die Wellenlinie des Horizontes, die verwischt und flimmernd, ungewiß am weißen Himmel hing.

Groß und andächtig wurde sein Auge beim Anblick der gnadenvollen Sonne, die ihr Licht in gelben Fluten über Burg und Tiefen, über Fluß und Hügelbreiten fließen ließ — und über die roten winzigen Giebelhäuser hingestreuter Haushäuser, die sich da unten Dörfer und Städte nannten.

Romantisch veranlagt obnein, sah er visionär die Träume frühesten Tages sich erfüllen. Dieser Sommer würde einem stillbesonnenen Paradiese gleichen — nahe unter blauem Himmel.

Unter blauem Himmel. . . Es wurde Nacht. . . und, nach langem Starren in die Sterne, ließ sich der Geheimrat entleiden und legte sich mit wohligen Gefühl zu Bett.

Die Menschen, die der Tag von ihm fern hielt, drängten sich nun in seine Träume und hielten Zwiesprache mit dem glücklichen Burgherrn. Doch sie tanzten marionettenhaft vor seinen Augen, an Schnüren, die er selbst in den Händen hielt, und sie verschwanden, sobald er es wünschte. Dazwischen aber erschienen Schuppenritter mit funkelnden Spieken; Ritterfräulein in weißen schleppenden Kleidern tauchten auf und machten vor ihm tiefe Verbeugungen, die Hände zierlich auf die Brust gelegt.

Doch plötzlich zeigte der eine Ritter ein erzarrimtes Gesicht, hob den weißen Speer in seiner Hand und schleuderte ihn gegen des Träumenden Stirn. Unter wütendem Gepolter und Geschrei. . . Entsetzt fuhr der Schläfer empor.

Sein Blick sprang gegen das unverhüllte Fenster, aber kein Schimmer erhellte das Gemach. Wie ein schwarzer Block lag die Nacht vor den Scheiben, bis sie sich zerriss, ein Lichtstrahl züngelte bläulich herab, und der Donner rollte krachend über das alte Gemäuer.

Der alte Geheimrat aus Leipzig, der beim Leuchtfeuer des Blickes wie ein Gespenst rechtwinklig in seinem Bette lag, das lange Haar gestäubt, versank von neuem in schwarzer Nacht. Aber ehe er seiner Sinne mächtig wurde, suchte ein neuer Blick am Fenster vorbei, der die Wolken wie eine scharfe Klinge zerschchnitt; und hinter ihm schwang sich ein polterndes Getöse quer über den Himmel, so daß der Mörtel an den Wänden herabrieselte, während Stücke von Steinen aus den Turmwänden brachen und niederrollten.

Kalt vor Grauen fuhr der Geheimrat in seine Kleider — wo blieb nur der Diener? — und entzündete die armselige Kerze, die einen schwachen kleinen Lichtkreis um sich zog.

Er riß die Tür auf und bemühte sich dabei krampfhaft, die Weste über die Beine zu zerren, schrie ins Turmdunkel hinein wie ein Wilder: „Johann, hallo! Johann!“, zog, als keine Antwort kam, die Weste wieder von den Knien und streifte sie, in plötzlicher Erkenntnis, über Arme und Schultern.

Das Licht eines heftigen Kugelblikes flackerte ins Zimmer hinein, ließ die Kerze zu einem fahlen Funken zusammenschrumpfen und riß einen auslopfenden Donner mit elementarer Gewalt auf das Burggemäuer nieder.

Der Geheimrat nahm, mit kalbleichem Gesicht, Hut und Paletot und stürzte, gichtbeseit, in das violett-schwarze Dunkel der Turmtreppe hinab. Auf der untersten Stufe stieß er an menschliches Gebein — es war sein Diener, der dort mit gekrümmten Gliedern lag.

„Herr Geheimrat!“ jammerte er, „was für ein entsetzliches Unwetter! Ich bin längst tot.“

Er schrie auf, denn ein wildgeackter Blick fuhr, mit dem Donner zusammen, irgendwo in die Mauern. Die Ruine wackelte wie bei einem Erdbeben.

Da schlug der Geheimrat die Tür auf, die zum Burghof führte, riß das Tor zurück, das auf die Brücke führte, und jagte über sie hin, als sei ihm der Teufel auf den Fersen. Die Saare standen ihm zu Berge, er wagte nicht, sich umzusehen.

Von Blüten hell umflammt, stürzte er auf gewundenen Wegen hinunter ins schükende Tal. Aber noch ehe er's erreichte, setzte dichter Regen ein, und er kam im ersten Dorfwirtshaus an wie eine Wasserleiche. Unerbittlich ließ er den erschrockenen Wirt die Pferde vor den Wagen spannen. Und dann, bei fegendem Regen, unter lobenden Blüten und dröhnendem Donner, fuhr der romantische Geheimrat mit geschlossenen Augen bis nach Leipzig.

Am nächsten Tag ließ er den Diener und seine Sachen von der Burg abholen.

Die Ruine ist wieder zu vermieten!

Virginia.

Ein schlichter Lebenslauf.

Von Wilhelm Herbert.

Als der Decemvir Appius Claudius die Unschuld der römischen Jungfrau Virginia bedrohte, wurde diese von ihrem eigenen Vater getötet.

Der Vorwurf war es, der das dichterisch veranlagte Gemüt des Studiosen Hippolyt Gahsteiger ganz besonders ergriff. Er trug sich, wenn er abends durch die winkligen romantischen Gassen seines Heimatstädtchens ging, immer stärker mit dem Gedanken, die edle klassische Jungfrau zu einem fünfaktigen Jammer-Drama zu verarbeiten. Gar oft, wenn der Mond über die Dächer strich und ihre alten Giebel mit Silberguss überzog, schwärmte Hippolyt zu ihnen empor. Ein verliebter Rater, der da oben in unschuldsvoller Weise zwischen den Kaminen schritt, wurde ihm zur Heldin seiner Tragödie. Er setzte zu ihm in Versen, die sich zum Teil noch erhalten haben.

„Du edle Maid, der keine andere gleicht,
Du Inbegriff von Schönheit und Natur,
Strahlend, rosenwangig, Nacht im Haar
Und alles Dohen Tempel in der Seele.“

So begann der erste Monolog des stolzen Jünglings Tullius, der in heißer heimlicher Liebe für Virginia brannte.

Erhalten sind diese schönen Verse in einem Akt des Rektorats der Heimatstadt Hippolyts.

Und das kam also:

Der junge Dichter, der nach einer Verkörperung seines Ideals suchte, fand diese plötzlich in der ersten Tanzstunde

in der aus einem auswärtigen Institut aufgeblüht zurückgelehrten Tochter seines Rektors. Gretchen hieß sie. Weil dieses ihm aber schon von Goethe im „Faust“ weggedichtet worden war, nannte er sie Virginia und vereinigte auf sie, wie er ihr bei einem heimlichen Stehlischein unter dem alten Rathausbogen vertraute, alle Tugenden, die je ein Weib auf Erden besessen.

Sie war entzückt von dieser Vereinigung und schwor ihm ewige Liebe und Treue.

Der Bedell des Gymnasiums aber, der die Schwurszene belauscht hatte, hinterbrachte sie ihrem Vater. Der Rektor überraschte Gretchen-Virginia beim Lesen des ersten Aktes von Hippolyts Drama. Die Katastrophe brach über beide Liebende herein. Zwar ermordete der wackere Schulmann seine Tochter nicht wie jener klassische Vater, aber er gab ihr wider seine sonstigen Gepflogenheiten eine kräftige Ohrfeige, die sie aus allen Himmeln riß und vom klassischen Altertum wieder einigermaßen in die raube Wirklichkeit zurückführte.

Hippolyt hingegen wurde am nächsten Morgen vor den Leiter der Anstalt gerufen, erhielt drei Stunden Karzer und blieb nur wegen seines bisherigen guten Leumunds und des anerkannt wertvollen Talents seiner Verse vor Schlimmerem bewahrt.

Schwer und lang nagte ihm das Mißgeschick seiner ersten jungen Liebe am Herzen. Erst wollte er es der spätesten Nachwelt in dem begonnenen Drama bewahren. Dann aber, als ihn Gretchen-Virginia durch ihren Better, seinen besten Freund, anfehen ließ, ihr süßes und leider so früh verratenes Geheimnis nicht durch Vollendung der Tragödie vor der gesamten Um- und Mitwelt preiszugeben, da verschloß er den Gedanken in seiner tiefsten Seele und trat einem Turnklub bei, um durch Stämmen, Klettern und andere Leibesübungen den heftigen inneren Schmerz einigermaßen auszugleichen.

Noch einmal brach die alte Wunde auf, als einige Jahre später — er war da schon auf der Hochschule — die Nachricht zu ihm drang, Gretchen-Virginia habe sich mit dem ersten Kaufmann des Heimatstädtchens verheiratet.

Damals schrieb Hippolyt noch ein Gedicht über sie, das mit den Versen endete:

„So leb' denn wohl, Du allertraut'ste Blüte,
Die meinem ersten Frühling hold entsproß!
Steigst Du vom Kapitäl zur Zudertüte,
Ich wahre trotzdem Deiner reinen Güte
Die Treu', mit der ich einst Dein Bild umschloß.“

Dieses Gedicht bekam niemand zu lesen als seine Mietwirtin, die es zufällig auf dem Schreibtische fand und damit das Feuer zum Abendessen anzündete.

So ging Virginia in Flammen auf.

... Viele, viele Jahre verstrichen. Schier ein Menschenalter hatte Hippolyt von seiner Heimat ferngehalten. Er war in Städten und Ländern gewesen und hatte Schnee auf Haar und Bart, als er eines Tages, von alter Sehnsucht getrieben, wieder durch das Rathausvorzug, unter dem einst Virginias holder Eid geknüpft worden war.

Da fiel sie ihm ein und er erinnerte sich plötzlich, daß sie die Gattin des Kaufmanns geworden, der auf dem Marktplatz neben dem Rathaus sein Geschäft hatte.

Ein Blick hinüber — die beiden freundlichen Schaufenster leuchteten traut in den Abend. Es zog ihn hin. Bürgerliches Behagen und der anheimelnde Duft verschiedener Kolonialwaren füllte den sauberen, von Wohlstand zeugenden Raum.

Auf den ersten Blick — nein, auf den zweiten erkannte er in der angegrauten ebbäugigen Dame hinter dem Ladentisch sie — ach, sie.

Sie aber erkannte ihn nicht mehr.

„Was hätte der Herr gewünscht?“ fragte sie freundlich. „Eine“ — stammelte er — „eine Virginia!“

Sie ahnte nicht das Doppelspiel des Wortes, das ihm die Befangenheit des Wiedersehens auf die Lippen drängte. Man versteht ja unter dem edlen Römernamen zugleich auch jene langen, dünnen, strohbaldurchbohrten Zigarren, die besonders in Österreich und im deutschen Süden beliebt sind.

„Ach!“ sagte sie und lächelte. „Ein Rakenschwanz! meint der Herr! Hier, bitte!“

„Rakenschwanz! — Rakenschwanz! ...“

Er stand schon längst wieder auf der Straße und hielt wie geistesabwesend die Zigarre in der Hand, bis ihm einfiel, daß man dieser wegen ihrer Gestalt den eben gehörten volkstümlichen Namen gab.

Aber trotz alledem! Es lag ihm in die Seele. O Wandel der Zeiten! Verzichte des Lebens!

Er zündete die Zigarre an und ging schweren Schrittes den Marktplatz hinauf.

Aus seiner Virginia war ein „Rakenschwanz!“ geworden.

Ich habe keine Zeit!

Ein Frauenwort und seine Bedeutung.

Er ist eine oft gehörte Klage, dieser Satz, und er kommt am häufigsten von Frauenlippen.

„Ich habe keine Zeit!“ sagt die Mutter ungeduldig, wenn die Kinder mit Anliegen und Fragen kommen. „Ich habe keine Zeit!“ erwidert die Gattin, wenn der Ehegatte sie bittet, mit ihm einen Spaziergang zu machen oder sonst eine Stunde nur ihm allein zu widmen. „Ich habe keine Zeit!“ heißt es, wenn man Frauen fragt, ob sie dies oder jenes Buch gelesen; diesen oder jenen Vortrag gehört oder diese und jene Veranstaltung besucht haben.

Unsere Museen, Kunstsammlungen und historischen Stätten besuchen wir in unserer überwiegenden Mehrzahl nur dann, wenn wir — Besuch haben, bei dem wir Führer spielen müssen, und dann eilen wir im Geschwindschritt durch die Straßen und Säle und sind dann stolz, was wir alles in der kurzen Zeit „geschafft“ haben. Das Erleben ist bei solcher Art der Betrachtung freilich gleich Null, aber wenn uns jemand auf das Dürchte und Zwecklose dieses Tuns aufmerksam machen und vorschlagen wollte, daß wir öfter gehen, uns vertiefen sollten, dann würden wir ihm förmlich entrüstet antworten: „Dazu habe ich keine Zeit!“

Am häufigsten aber findet man diesen Einwand, wenn man versucht, Frauen für Fragen der Allgemeinheit, für soziale Hilfsstätigkeit und dergl. zu interessieren. Es ist erstaunlich zu hören, welche Fülle von Abwehrgründen sie in solchem Falle haben. Da ist die Mühsche und die Schnelberet, man muß Einkäufe machen. . . . Na, und man hat so viele gesellschaftliche Verpflichtungen! Man kann sich wirklich nicht binden und sich nichts vornehmen — und hat man wirklich einmal nichts vor, dann ist man natürlich viel zu müde und abgebeht, um sich noch für etwas anderes, als die eigenen Angelegenheiten zu interessieren! Man hat eben wirklich keine Zeit. . .

Fühlen wir Frauen nicht, wie vieler Werte wir uns selber berauben und welches Armutszeugnis wir uns selber ausstellen mit diesem ewigen: „Ich habe keine Zeit!“ — ? Es sei zugegeben, daß die Durchschnittsfrau ihr gerüttelt Maß an Arbeit zu bewältigen hat. Zuzugeben ist auch, daß ihre Nerven und damit ihre Frische und Unternehmungslust unverhältnismäßig schnell verbraucht werden durch all die wirtschaftlichen Nöte der Zeitzeit samt ihren Folgen. . . . Aber, Hand aufs Herz, ihr Schwestern, und unter uns: Vergeuden wir nicht auch viel unserer kostbaren Zeit?

Verzetteln wir uns nicht oft in Kleinigkeiten? Arbeiten wir nicht vielfach aus der typischen Scheu der Frau vorm Neuen unrationell in althergebrachter Weise, anstatt uns in unserem Fache fortzubilden, uns zeit- und materialsparende neue Arbeitsmethoden anzueignen und so Zeit freizubekommen? Verbringen wir nicht manche Viertel, Halbe- und selbst volle Stunden mit leichter Augenblickslektüre, mit ziellosem Herumtrödeln, mit oberflächlichem Vergnügen und mit leerem Gerede? Wenn wir unsere Tage und unser Tun durchforschen, ohne uns selber zu betrügen, dann wird unser Gewissen viele dieser Fragen bejahen!

Gewiß, man kann nicht immer mit Hochspannung arbeiten — man braucht auch Abspannung, Erholung und Erfrischung. Aber all dies läßt sich ermöglichen und vereinigen, und man kann trotzdem noch Zeit übrig haben, wenn man nur will!

Das aber ist es: Hier handelt es sich um eine Willensfrage, und der Wille läßt sich nicht erzwingen. Er muß aus dem Menschen selber kommen, geweckt durch Begeisterung! Wenn wir nur erst einmal durch irgend welche Umstände, sei es durch Tagungen, sei es durch Bücher oder Zeitungen, sei es durch persönlichen Einfluß unserer Geschlechtsgenossinnen Einblicke bekämen in Frauenarbeit und Frauenstreben, in die Größe und Mannigfaltigkeit der Aufgaben, deren Lösung zum Heile des Volksganges gerade von der Frau erhofft und verlangt wird! Wenn wir doch nur erst einmal erfassen, was es eigentlich bedeutet: eine Frau zu sein! Dann würde in uns der Wille wach werden, nicht mehr abseits zu stehen, sondern über unsere persönlichen Interessen hinaus mitzufühlen, mitzudenken und mitzuarbeiten mit den Schwestern, die uns vorangehen!

Möchte recht vielen von uns und recht bald dieses ihr Damaskus kommen — dann werden wir mit Staunen eines Tages entdecken, wie viel Zeit wir haben und welche tiefere Befriedigung uns aus unserer gut angewandten Zeit erwächst!

Käthe Brustat-Schneidermann.

Das einzige Kind.

Auch ein Erziehungsproblem.

Einzige Kinder sind nicht nur in körperlicher Hinsicht meist Sorgenkinder; auch ihre Erziehung ist schwieriger als die jener Kinder, welche Geschwister haben. Sind mehrere Kinder in einer Familie, so lernt eins vom anderen; jeder muß sich anpassen und doch auch gleichzeitig sich behaupten lernen, und das ist eine unschätzbare Vorschule für das Leben. Die Selbstständigkeit wie auch das Gemeinschaftsgefühl werden in einer zahlreich besetzten Kinderstube früher entwickelt, und es ist wissenschaftlich und statistisch festgestellt, daß Kinder aus kinderreichen Familien sowohl seelisch als körperlich viel widerstandsfähiger sind als verwöhnte „Einzige“. Die Geschichte zeigt uns, daß die meisten unserer hervorragenden Dichter, Denker, Staatsmänner usw. aus kinderreicher Familie, oft sogar aus recht ärmlichen Verhältnissen stammen.

Das einzige Kind neigt zum Egoismus und zur Eigenbrötelei, wie auch zur Unklugheit und Unkindlichkeit, die meist durch seinen überwiegenden Umgang mit Erwachsenen verursacht wird. Vor den Gefahren, die hieraus erwachsen, kann man es am besten hüten, indem man ihm Geschwister gibt, und die Eltern, die aus Bequemlichkeit oder in dem Wunsch, dem Einzigem nur ja ein recht großes Erbteil angeschmälert hinterlassen zu können, sich bewußt und mit Willen auf nur ein Kind beschränken, sollten sich einmal klar darüber werden, daß sie nicht nur einen Rechenfehler begehen, sondern auch ihrem Kinde schweres Unrecht tun bzw. es schädigen. Nachweislich sind die Erben großer Vermögen spätestens in der dritten Generation entartet, und selbst, wo dies nicht der Fall ist, sind sie in den seltensten Fällen wirklich glückliche Menschen. Wie aber, wenn sie durch irgend welche Umstände eines Tages ihr Vermögen verlieren und dann, verwehrt und verwöhnt, dem Lebenskampf ungerüstet gegenüberstehen? Werden sie nicht den bitteren Vorwurf gegen ihre Eltern erheben, daß diese sie falsch erzogen haben?

Wenn nach der Geburt eines Kindes weitere Elternfreuden durch wirklich triftige Gründe verlagert sind, der kann seinem Kinde keinen größeren Gefallen tun, als daß er es so erzieht, wie er viele Kinder erziehen würde. Laßt das einzige Kind möglichst viel sich unter andere Kinder mischen; laßt vor allen Dingen nie den Glauben in ihm aufkommen, als ob es „etwas Besonderes“ sei! Haltet es knapp und gewöhnt es hart — nur so macht Ihr es tauglich für den Lebenskampf, in dem Ihr es früher oder später doch einmal allein lassen müßt! Nicht Behüten und Händelunterbreiten ist die rechte Erziehung, sondern Schulung zum Selberdenken, Selberhandeln und zur Anspruchslosigkeit in äußeren Dingen. So nur macht Ihr es wirklich frei und unabhängig und bahnt den Weg zum Glück, das Ihr für Euer Kind ersehnt! G.

Kalte Schalen für heiße Sommertage.

Seidelbeerkaltischale. Die Seidelbeeren werden vorabkaltig verlesen, gesudert und in wenig Wasser gekocht (auf 2 Liter Beeren rechnet man einen halben Liter Wasser). Zum Schluß rührt man noch etwas Kartoffelmehl daran und läßt noch ein paarmal aufkochen, um die Suppe feimiger zu machen. Die Suppe wird dann in den Keller oder aufs Eis gebracht und kalt gegessen. Man kann hierzu geröstete Semmeln reichen.

Himbeer- oder Johannisbeerkaltischale. Die Beeren werden sauber verlesen, so eine Zeitlang stehen gelassen und über-sudert und mit kalter Milch übergossen.

Himbeerkaltischale auf zweite Art. Die Beeren werden sauber verlesen und etwa die Hälfte von ihnen mit Zucker überstreut und stehen gelassen. Die übrigen streicht man durch ein feines Sieb, vermischt sie mit abgelohtem Wasser (auf ein Liter Beeren rechnet man ein Liter Wasser), Zucker nach Belieben und dem Saft einer Zitrone. Jetzt tut man auch die ganzen Beeren hinein und bringt die Schale an einen kühlen Ort zum Erkalten.

Milchkaltischale (polnische Suppe). Die Milch (drei-viertel Liter) wird mit etwas Zucker aufgelöst, dann ver-rührt man ein Eidotter mit etwas Wasser und einem Tee-löffelchen Kartoffelmehl glatt und quirlt es in die Milch. Inzwischen hat man auch das Weiße von dem Ei zu Schnee geschlagen, Zimt darüber gestreut und nun gießt man die heiße Milch darüber und bringt die Schale zum Abkühlen aufs Eis.